

Tiger und Drachen rücken näher

VON JOSEF JOFFE

Selten verweben sich Ort, Zeit und Gastgeber zu einer so trefflichen Symbolik. Früher pflegten sich Weltbanker und Währungsmanager jährlich in Washington zu versammeln. Diesmal war es Hongkong, und die Eröffnungsrede hielt ein gewisser Li Peng, der Regierungschef von China, das in seiner vollmarxistischen Version in der Weltwirtschaft höchstens eine Nebenrolle gespielt hatte. Beherrscht wurde das Konklave von einem verblüffenden Krisendrama vor der Haustür: dem Absturz der Wirtschaftswunderländer Thailand, Malaysia, Indonesien und Philippinen.

So richtig hingeguckt haben die Europäer nicht – zu sehr beschäftigt sind sie mit ihren blockierten Steuer- und Marktreflexen sowie dem kaum olympiareifen Endspurt zum Euro. Asien ist weit, mögen die Europäer glauben, und was ist schon ein „Baht“, der in Bangkok zirkuliert? Bloß: So weit ist Bangkok nicht mehr von Berlin entfernt, und Asien, „Tigerkrise“ hin oder her, bleibt das Hochwachstumszentrum, das die Weltwirtschaft umkrepeln wird – und damit auch die Wirtschaftspolitik im Westen.

Die kränkelnden vier werden sich erholen; nach einer langen Boomphase mit ihren spekulativen Exzessen war eine Bremsung ohnehin fällig. Viel interessanter aber, weil vielfach größer, ist jenes Land, das früher nur in den geopolitischen Phantastereien westlicher Politiker herumspukte – siehe den unvergeßlichen Spruch des Kanzlers Kiesinger (1966–1969): „Ich sage nur: China, China, China.“ Peking ist zwar noch immer keine „Karte“, die sich im Ränkespiel der Mächte ausspielen ließe, aber inzwischen der „Über-Tiger“ schlechthin.

Ein paar Zahlen. Mit knapp 200 Milliarden Dollar an Exporten (hochgerechnet bis Ende 1997) ist China der Größte unter allen „Tigern“ und „Drachen“. Zählt man Hongkong hinzu, liegt es fast gleichauf mit dem Weltweiten Japan. Exportwachstum 1997? Schwindelerregende 25 Prozent (im Vergleich: Südkorea 9 und Thailand 0,8 Prozent). Kein asiatisches Land hat im Vorjahr mehr Fremdinvestitionen angezogen als China: knapp 40 Milliarden. Der Nächstbeste war Indonesien mit fünf Milliarden. Kein Wunder auch: Die Arbeitsstunde in der „Hochlohn“-Region Schanghai kostet nicht einmal einen Dollar.

Aber das sind bloß Zahlen. Entscheidend ist, was ein Bangkok-Tycoon, der in China produziert, dem *Time*-Magazin verriet: „Die Chinesen lieben Technik. Sie marschieren von der Vortelephonzeit gleich zum Handy und überspringen dabei ganze Technologiegenerationen.“ Das war auch das Geheimnis der Deutschen und Amerikaner im späten 19. Jahrhundert. Wer später industrialisiert, kann

es besser machen als die Etablierten, weil er auf dem Stand der Technik einsteigt. Jahrzehntlang mußte der Westen diese Konkurrenz nicht fürchten, weil die klobige Hand des Staates auf der chinesischen Wirtschaft lag. Nun aber will Peking 300 000 Staatsbetriebe praktisch privatisieren – eine gewaltige Kapazität, die auf den Weltmarkt drängen wird.

Anders ausgedrückt: In den fünfziger Jahren war Asien gerade für 17 Prozent des Weltsozialprodukts gut. Heute sind es schon 40, Anfang des nächsten Jahrhunderts werden es 50 sein. Wie wollen die behäbigen Europäer damit fertig werden? Zwar ist „Globalisierung“ ein Begriff, der leichter von den Lippen fließt, als er sich definieren läßt. Aber eines ist klar: Kommunikations- und Transportkosten tendieren gen null. Zwei weitere Schriften an der Wand: In Deutschland hat sich der Exportanteil an der Güterproduktion in 30 Jahren auf 42 Prozent verdoppelt, die internationalen Finanztransaktionen haben sich seit 1980 *verhundertfacht*. Allein deshalb rückt Kuala Lumpur immer näher an Köln heran, allein deshalb sollte man sich nicht darauf verlassen, daß Europa in einem eigenen Währungsblock den Weltmarkt abfedern könne.

Wie wollen die Europäer da ihre liebge gewordenen Gewohnheiten bewahren: die starren Märkte, das feinmaschige Netz der Regulierungen, den überfürsorglichen Staat, der inzwischen mehr als die Hälfte des Sozialprodukts ausgibt, doppelt soviel wie vor einer Generation? In den letzten zehn Jahren ist unter dem Druck des Weltmarktes die durchschnittliche Besteuerung der Firmen im Westen von 43 auf 33 Prozent gesunken. Die Ausfälle holt sich der Staat bei den Werktätigen, die nicht so mobil sind, weshalb die Gesamtsteuerlast steigt und steigt. Wer nun glaubt, man könne die Firmen zwingen, daheim zu bleiben, dürfte sich irren. Schon heute erwirtschaften etwa große deutsche Autohersteller weit mehr als die Hälfte ihres Umsatzes im Ausland, weil dort die Produktion billiger und bequemer ist, oder dort die Nachfrage blüht. Wer sie daran hindert, wird den deutschen Arbeiter kaum reicher machen. Den Markt hat noch kein Ministerialbürokrat ausgetrickst.

Im Lande der Drachen und Tiger werden schon heute die Vorgaben für das 21. Jahrhundert gesetzt – in den USA sowie. Sie heißen: Anpassung, Konkurrenz, Höchstleistung. Daß die Europäer ihren vertrauten Lebensstil bewahren wollen, ist nicht nur verständlich, sondern liebenswert. Aber das wird so einfach sein, wie den Bach bergauf fließen zu lassen. Ob der nächste Kanzler Kohl, Schröder oder Lafontaine heißen wird – den schmerzhaften Reformen wird sich keiner entziehen können.